



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 1/1 Anzeigenpreis: Die einspaltige Zeile 20 Pfg., die Reklamezeile 50 Pfg. Aitensteig, Sonntag 1. Januar Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig 1933



Ein glückliches neues Jahr!

Ein Schritt vorwärts

Als sich vor zwölf Jahren die Pforte zum Jahr 1932 aufst, da wußten wir, daß uns ein Dornenweg bevorstand. Und nun ist auch dieses Jahr vollendet. Wenn einmal ein Geschichtsschreiber späterer Tage diese Zeit darstellen wird, dann wird in seinem Buch etwas stehen von der Ehrfurcht vor dem Leiden des deutschen Volkes. Dann werden in seinem Buche stehen die Scharen der jugendlichen Erwerbslosen, die hoffnungslos und leer an der Erde standen; die Mütter, die sich um lächerlich Kinder langes Brot härmten; die herzbrechende Not der Gepfänd-ten, Verarmten, Heimtölen; die Blutopfer, die um ihrer politischen Idee willen starben; die Menichen des großen Glaubens und des großen Hassens. Er wird erzählen von einem furchtbaren Ringen, in dem sich das Volk zerfleischt, von heißen Wahlkämpfen, die keine Lösung brachten, und von der heimlichen Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Gemeinschaft. Er wird auch von enttäuschten Hoffnungen und veräurumten Gelegenheiten, von viel Schuld und Bosheit reden müssen. Aber wenn er noch tiefer gräbt, dann wird er die Frage stellen: Wozu war dies alles nur?

Das ist eine Frage nicht bloß an unser Volk, sondern an jeden Einzelnen. Wenn wir am Ende einer Wegstrecke unseres Lebens stehen, dann treten wir aus dem Strom der Zeit heraus, stellen uns auf eine höhere Warte und halten Rückschau. Und diese Rückschau wird zur Ueberchau und zur Auschau und wird zur Frage nach dem Sinn des Erlebten. Welches war der Sinn des Jahres 1932? Gott landte uns schwere Lasten — damit wir härter würden im Tragen. Gott ließ uns durchs Dunkel gehen — damit wir hungrier würden nach dem Licht. Gott ließ uns in Kampf und Haber — damit wir sehnüchtiger würden nach dem Frieden. Gott führte uns in die Not — damit wir heißer würden in der Liebe. Gott zwang uns zum Verzicht — damit wir wertlicher und innerlicher würden in der Seele. Gott landte uns dies Jahr — damit wir daran wüchsen und reiften, a's Volk und als Einzelne.

Das war der Sinn des Jahres. Und wer den Geist unserer Zeit begreift, dem will es scheinen, als wäre es trotz allem vorwärts gegangen. Als hätte da ganz in der Stille und tief drinnen ein Wandel eingesetzt. Wir sind erasster geworden, ishl'chter, wahrhaftiger. Wir lernten das Schöne vom Schein unterscheiden. Die wärmende Selbstsicherheit wich der Bereitschaft zum Hören und Dienen. Der Sturm, der so viel in Echerben ishlug, zeigte uns die Fragwürdigkeit unserer Lebensgüter. Wir mühten tiefer graben, um festes Fundament zu gewinnen.

Dies Jahr hat uns tiefe Wunden geschlagen. Aber auch die Kräfte der Heilung waren am Werk. Nichts, was gelitten wird, wird umsonst gelitten. Im Zeichen des Kreuzes ishl Gott einist die Erlösung. Und daß er auch unser Volk, das in diesem Jahre ein Kreuzträger war, in seinen Tränen und keinem Ringen segnen wird, das ist unser Glaube und unser heimliches Glück. Drum können wir ihm danken, auch für das schwere Jahr 1932. R. Hutten.

Guter Rat für's neue Jahr

- Kaufe das Heute aus, damit es die Sorgen des Morgen erleichtere. Beggel.
- Denke fleißig an den Tod, damit er die Leben sel. Beggel.
- Gib jedem Menschen einen Gottesgruß deines Biederkeit, Biederkeit und Dauerfest. Beggel.

Hetzjagd hinter Ellinor

Roman von Margarete Ankermann Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

2. Fortsetzung

„Oh! Sie sind ein Bögling von Frau Hastings? Das ist etwas anderes. Nur — ich möchte Sie vorbereiten, damit Sie nicht erschrecken. Die Jahre und ihre Krankheit sind nicht spurlos an Frau Hastings vorübergegangen.“

„Ist Frau Hastings denn krank?“

„Jetzt geht es schon besser; aber sie war sehr krank. Aber, bitte, kommen Sie doch herein.“

Die alte Dame öffnete die Haustür und ließ Ellinor in den kleinen Vorraum treten. Dort hat sie, Ellinor möge einen Augenblick warten. Dann verschwand sie hinter einer der in den Vorraum mündenden Türen.

Gleich darauf kam sie zurück und forderte Ellinor schweigend auf, näherzukommen.

Mit zaghaften Schritten betrat Ellinor den Raum, aus dem ihr eine warme Stubenluft entgegenwehte. Sie sah sich um: es war alles noch wie früher. Nichts hatte sich hier verändert; es war, als ob die Zeit stehen geblieben, als ob sie noch ein Schulmädchen gewesen wäre. Sogar der kleine grüne Feistig hüpfte in seinem Käfig hin und her, wie ehedem.

Und dort drüben, neben dem Fenster, sah eine Frau in dem großen, bequemen Polsterstuhl, mit einem gelblichen Gesicht und schneeweißen Haaren. Sie trug ein schwarzes Kleid und einen schwarzen Spitzenschal. Die rechte Hand krampfte sich um einen Stod.

Ellinor Greig blieb stumm an der Tür stehen. Das — das sollte Frau Hastings sein? Nein, so hatte sie ihre mütterliche Freundin nicht im Gedächtnis gehabt.

Nichts erinnerte an jene lustige, rotblonde Lehrerin, die aber auch so schrecklich ernst sein konnte und deren gültige Augen funkelten, wenn man seine Lektion nicht gelernt hatte.

Warum starrte Frau Hastings nur so unbeweglich nach ihr hin? Warum blieb sie so unheimlich still? Kannte sie ihren einstigen Bögling nicht mehr?

Ellinor mußte schwer aufatmen, und sie fuhr erschreckt zusammen, als plötzlich eine Stimme vom Fenster herüberklang:

„Ist jemand hier in meinem Zimmer?“

Entsetzt schaute Ellinor hinüber, ohne zu antworten. Die Frage wurde wiederholt:

„Wer ist denn hier?“

„Ich bin es, Ellinor Greig, Frau Hastings.“

Halblaut hatte Ellinor geantwortet. Dann sah sie, wie die Frau im Lehnhuhl sich lauschend vorbeugte und den Kopf auf sie gerichtet hielt.

„Wer ist das?“

„Ellinor Greig.“

Langsam trat sie näher.

„Bist du es wirklich, Kind? Bist du wirklich Ellinor Greig, meine Kelli, die mir von jenem Monsieur Leblay weggeholt worden war?“

Suchend streckte die alte Frau ihre Arme aus.

„Wo bist du, Kind? Willst du nicht zu mir herkommen?“

Zaghaft trat Ellinor heran, legte ihre Hände in die der alten Frau.

„Hier bin ich, liebe, gute Frau Hastings.“

„Kind, mein liebes Kind . . .“

In überströmender Zärtlichkeit zog Frau Hastings Ellinor zu sich heran.

„Kelli, meine kleine Kelli, oh . . . daß ich dich nicht mehr sehen kann . . .“

Lastend fuhrn ihre Hände über Ellinors Gesicht, über ihre Haare. Leise drückte sie dann einen Kuß auf das Gesicht des Mädchens, über das langsam die Tränen liefen.

Oh, das war schrecklich! Frau Hastings war blind geworden; die gültigen, lieben Augen konnten sie nicht mehr sehen, waren tot und erloschen, für immer. Diese Augen, die voller Herzengüte gewesen waren, die sich an allem Schönen so innig freuen konnten, waren tot. Ewige Nacht war es geworden um die einzige Freundin ihrer Jugend und ihres Lebens.

Ellinor schluchzte laut auf.

„Oh, Kind, warum weinst du? Warum bist du so traurig? Bist du über mich erschrocken? Das ist nicht so schlimm, meine kleine Kelli. Damit hab' ich mich schon lange abgefunden.“

Aber erzähle mir von dir, Kind. Du mußt mir genau berichten, wie es dir die ganze Zeit über ergangen ist. Du glaubst ja nicht, wie ich mich um dich geforgt habe. Wie meine Gedanken dich die ganzen Jahre über verfolgt haben. Ich hätte dich so gern zurückgeholt; aber ich konnte es doch nicht. Und immer wieder habe ich geschrieben, und alle Briefe wurde von deinem Stiefvater zurückgeschickt . . .“

„Oh, Mütterchen Hastings, es war furchtbar. Die ganze Zeit über, seit ich von hier weg war. Keine frohe Stunde hatte ich mehr gehabt, die ganzen Jahre . . .“

„Oh, meine arme Kelli . . .“

„Damals, als mich Monsieur Leblay abholte, ahnte ich nicht, was mir bevorstand. Ich war ja kaum zehn Jahre alt, von Ihnen verwöhnt und verhätschelt worden, und wußte nichts von dem finsternen, bösen Leben da draußen.“

Auf der Reise war er noch sehr nett und lieb zu mir und versuchte mich zu erheitern, so gut er konnte. Später erst konnte ich begreifen, welche Verstellungskünste dieser Mann hatte aufwenden müssen, um mich die erste Zeit über sein wahres Wesen täuschen zu können. Wie schwer es für ihn gewesen war, den zärtlichen und besorgten Vater vorzutäuschen, wo er in Wirklichkeit nichts anderes war als ein kalter, berechnender Egoist, ein wütender Tyrann.

Oh, Frau Hastings, ich kam in eine Hölle. Es fing gleich an, als wir nach Frankreich kamen. Ich war krank vor Sehnsucht. Zur Heilung verabreichte mir mein Stiefvater täglich Schläge. Je näher wir unserem Ziele kamen, um so brutaler wurde er.

Ich wurde mit häßlichen Worten ebenso reichlich traktiert wie mit Prügeln und Knüffen. Ich schrie und jammerte, wollte zu Ihnen zurück. Man sperrte mich ein und ließ mich so lange hungern, bis ich müde und ganz still geworden war.

Monsieur Leblay war Besitzer eines großen Wanderzirkus, mit viel Personal und einem umfangreichen Tierbestand.

Das alles erfuhr ich erst, als wir an Ort und Stelle angelangt waren.

Uniere Reise ging fast durch ganz Frankreich, bis wir im Süden ankamen, dort, wo sich der Zirkus gerade aufhielt. Alle Qualen der Reise verblaßten gegen das, was sich dann in Südfrankreich abspielte.

Ich war ein Zirkuskind geworden, mit all dem, was dazu gehörte: mit Schlägen, Flüchen und Hungern — mit dem erzwungenen Lachen auf den Lippen, sobald abends das Rampenlicht aufleuchtete.

Ein Jahr, nachdem ich von hier weg war, war ich schon sehend geworden, ein früheisses Menschenkind, das nicht mehr weinen konnte. Troh hatte der Verzweiflung Platz gemacht, Verachtung und leidenschaftlicher Haß hatten sich im Herzen festgesetzt.

Mein Stiefvater hatte zuerst eine Trapezkünstlerin aus mir machen wollen. Doch dazu hatte es nicht mehr gereicht, dazu mußte man Tollkühnheit besitzen und fast übermenschliche Kräfte. Ich zitterte vor rasender Angst, wenn ich die Strickleiter betreten mußte, und gleich das erste mal stürzte ich schwindlig ins Neß.

Da war ein alter Mann, ein Artist, der sah meine lähmende Angst, und ihm verdankte ich es, daß der Stiefvater davon abjah, mich zur Trapezkünstlerin zu machen. Jetzt sollte ich Reiterin werden.

Sie wissen vielleicht noch, daß ich Pferde von jeher leidenschaftlich liebte, und es ist daher begreiflich, daß ich mir große Mühe gab und bald allerlei Kunststücke lernte. Ich befand mich in meinem Element, immer vertrauter wurde ich mit meinen Künsten. Wild jagte ich in der Manege herum.

Bald konnte ich fattellos auf den Pferden herumtanzen und -springen. Ich verstand es, die tollsten Pferde zu zähmen und alles aus ihnen herauszuholen, was sie herzugeben vermochten.

Ich war eine der Glanznummern des Zirkus geworden. Allabendlich umjubelte mich die Menschenmenge.

Ich aber haßte sie alle, haßte meinen Stiefvater, die Kollegen, die jubelnden Menschen. Sahen sie denn nicht, daß meine Kindheit und Jugend gemordet wurde?

Oh, es war schrecklich! Ich haberte mit meinem Geschick und verging vor Sehnsucht nach Ihnen und nach der Ruhe und der harmlosen Fröhlichkeit Ihres Hauses. Nach Ihnen, die Mutterstelle an mir vertraten, die mir alles das gegeben, was mir meine wirkliche Mutter verjagt hatte.

Ich habe meine leibliche Mutter ja nie gekannt, und trotzdem haßte ich sie, die mich in ein schreckliches Schicksal gestohen und dann verlassen, die diesen furchtbaren Mann geheiratet und mich ihm ausgeliefert hatte.



Viele Jahre hindurch zog ich mit dem Zirkus durch die Welt, freudlos und habersüchtig. Überall kamen wir hin, nur nicht nach England. Monsieur Leblay mied es, weil er wohl wußte, daß ich zu Ihnen geflohen wäre, sobald wir englischen Boden betreten hätten.

In Italien übertraf mich der Weltkrieg. Mein Stiefvater kehrte nach Frankreich zurück, und von da an war ich die einzige Verdiennerin. Leblay hatte eine Tanzgruppe zusammengestellt; ich war der Clou der Truppe — wir verdienten viel Geld. Der Mann, den ich Vater nennen mußte, steckte alles ein und verpraßte es am Spielisch und mit Weibern.

Trotzdem war es mir gelungen, im Laufe der Jahre etwas zusammenzusparen, so viel, daß es zu der Reise nach England reichte. Dann, als ich das Geld beisammen hatte, floh ich, und es gelang mir, nach England zu entkommen.

Erschöpft hielt Ellinor inne. Sie dachte an das Jahr, das sie in London verlebt hatte, an die letzte Nacht, und sie wurde von Entsetzen geschüttelt.

Frau Hastings schloß Ellinors innere Erschütterung und führte dieses Zusammenstürzen auf die Erzählung zurück, die sie eben mitangehört hatte. Wiederholte sie Ellinor an sich.

„Mein Armes, Liebe, du. Was hast du alles durchmachen müssen! Aber, sag mir, wie lange bist du schon in England?“

„Ein Jahr ist es jetzt her!“

„Ein ganzes Jahr schon? Und da kommst du jetzt erst zu mir? Was hast du denn die ganze Zeit über getrieben?“

„Ich konnte nicht... ich hatte kein Geld mehr, als ich in London ankam... ich bin dann Vorleserin geworden... bei einer Lady...“

„Oh, das freut mich, daß du zu einem geordneten Beruf zurückgefunden hast. Ich sehe, daß meine Erziehung doch Früchte getragen hat und daß du nicht alles vergessen hast, was du bei mir lerntest.“

„Ich habe nichts vergessen, Frau Hastings; ich habe alles in mir aufbewahrt. Und doch... ich gäbe viel dafür, wenn ich nie von Ihnen hätte fortgehen, wenn ich Ihre mütterliche Fürsorge nie hätte entbehren müssen. Ich wäre nicht so namenlos unglücklich geworden.“

„Mein armes Kind! Wie traurig du das sagst! Eine unendliche Qual liegt in deinen Worten. Oh, daß ich dein Gesicht sehen könnte! Wahrlich, heute zum ersten Male blickte ich mein Gesicht!“

Ellinor weinte leise vor sich hin.

„Sag mir doch, Kind, was ist mit dir? Warum bist du so unglücklich, jetzt, wo du doch bei mir bist?“

„Oh, Mütterchen Hastings, ich kann es nicht sagen...“

„Nun, Kind, ich will dich jetzt nicht drängen. Einmal wirst du mir von selbst alles sagen, das weiß ich. Du wirst ja jetzt bei mir bleiben, für immer — nicht wahr? Sieh, ich bin ja so allein, und ich freue mich so, daß du da bist.“

Meine einzige Abwechslung sind die Besuche meines Vessers, der ab und zu am Ende der Woche von Norwich herüberkommt. Henry ist dort angestellt, in einem Warenhaus. Er ist in deinem Alter, ein lieber, lustiger Bursche.

Wie hübsch das werden wird, wenn ich so viel Jugend um mich herum habe! Ich werde werben dann viel erzählen. Denn du mußt wissen, daß Henry erst im letzten Jahre aus dem Ausland zurückgekehrt ist. Er war sogar in Amerika.

Denke doch, wie gut ihr beide euch unterhalten werdet. Man sagt auch, daß Henry ein hübscher Bursche ist; er wird dir schon gefallen. Und er kennt dich genau, ich habe ihm so viel von dir erzählt. Auch er wird sich mit dir freuen. Nun hab' ich mit einem Male zwei Kinder, denn ihr habt ja beide keine Eltern mehr...“

(Fortsetzung folgt.)

Der Blick ins neue Jahr

Der Ursprung unserer Neujahrsbräuche — Eigenartige „Neujahrsgebräuche“ — Das Strohhell um den Obstbaum
Von H. Ernst Uhde

Wenn wir am ersten Tage eines neuen Jahres einander glückwünschend die Hände schütteln, ahnen wohl die wenigsten von uns, daß wir damit einem Brauch folgen, der, weit über die christliche Zeitrechnung hinausgehend, auf das graue Altertum zurückzuführen ist. Bereits die Urbewohner des heutigen Iran und die Perser pflanzten den Jahreswechsel feierlich zu begehen und einander bei dieser Gelegenheit gute Wünsche auszusprechen. Die alten Römer feierten am ersten Tage des Jahres das Fest des doppelköpfigen Janus, des Beschützers allen Anfangs, und der Janna, besser als die Mondgöttin Luna bekannt. Der Tag galt als „dies fastus“, als Tag günstiger Vorbedeutung.

Nach Einführung des Christentums in den germanischen Ländern feierten deren Bewohner, aller heidnischen Gewohnheit folgend, den Beginn des neuen Jahres am Tage des Frühlingsanfangs, so beispielsweise unter Karl dem Großen noch am 21. März. Erst unter den letzten Karolingern wurde der Jahresanfang auf den 1. Januar verlegt. Im übrigen Europa dauerte es verhältnismäßig recht lange, ehe auch dort die Sitte, den Anbruch des neuen Jahres zu feiern, Eingang fand. England kennt sie seit dem 13. Jahrhundert, Frankreich seit 1546, Spanien und die Niederlande seit 1575.

Der Brauch, einander am Neujahrstage Glück zu wünschen, hat sich wohl am weitesten und am längsten von allen ehemaligen Neujahrsbräuchen erhalten. Wenn jedermann Wert darauf legt, als erster dem andern seine guten Wünsche darzubringen, so steht darin, natürlich völlig unbewußt, ein Rest jener alten Sitte, wonach der Glückwünschende von dem anderen eine Gabe zu beanspruchen hatte. Ursprünglich waren diese Geschenke höchst einfach, bei den alten Römern z. B. anfänglich kleine grüne Zweige, die den Beginn des neuen Zeitabschnittes verkörpern sollten. Diese sogenannten „strenä“ wurden mit der Zeit aber bedeutend kostbarer; es dauerte nicht lange, bis sie allgemein den Zweck bekamen, bei Vorzeichen, hohen Beamten u. a. eine günstige Stimmung für den Geber hervorzuzaubern und diesem so Vorteile zu verschaffen. Vor allem

die römischen Kaiser erhielten vielfach außerordentlich wertvolle Gaben. Tiberius schaffte den Brauch dann ab, da ihm die zu gewährenden Gegenleistungen auf die Dauer zu kostspielig wurden. Weniger feinfühlig zeigte sich kein Nachfolger Caligula, der nicht nur die nicht gegebenen Neujahrsgebräuche früherer Jahre nachforderte, sondern auch von Gegengeschenken seinerseits öftig abließ.

In den germanischen Ländern ist die Sitte der Neujahrsgebräuche heute wohl völlig verschwunden; an ihre Stelle trat die Bescherung unterm Tannendaum zu Weihnachten. Dagegen ist das Ueberreichen von Geldnoten zum Jahreswechsel in Frankreich allgemein üblich. Der Name „strennes“ weist auf den unmittelbaren Zusammenhang mit den altrömischen „strenä“ hin. In erster Linie schenkt man Süßigkeiten, vor allem den Damen, aber daneben auch Schmuck, Kunstgegenstände, gutes Porzellan oder Bronze, während praktische Geschenke wie bei uns weniger üblich sind.

Eine starke Einschränkung erfahren hat erstensweise eine andere Sitte, die vor allem am Beginn dieses Jahrhunderts im Schwange war: die in den buntesten Farben prangende Neujahrskarte. Neben den ihr zugrunde liegenden Gedanken, auch entfernt Wohnenden zum Neuen Jahre Glück zu wünschen, ist selbstverständlich nichts einzuwenden, aber die Karten arteten schließlich sehr häufig zu den unglaublichen Geschmacklosigkeiten aus, die mit irgend welchem, ihnen angeblich innenwohnendem Witz wirklich nichts mehr zu tun hatten. Heute ist darin, schon aus wirtschaftlichen Gründen, eine erhebliche Einschränkung und auch Besserung eingetreten. Diese Neujahrskarten sind übrigens viel älter, als man denken sollte; ihr erster Gebrauch fällt mit dem Aufkommen des Holzschnitts und des Kupferstichs zusammen.

Die Nacht, die vom alten zum neuen Jahre hinüberleitet, gilt im Volksglauben seit alters als besonders geeignet, einen Blick in die Zukunft zu eröffnen. Vor allem die jungen Mädchen, die gern unter die Haube lämen, suchen dann zu erforschen, ob dies erlebte Ereignis im Laufe der nächsten zwölf Monate eintritt und welcher Art der Zukunft sein wird. Da gießt man Blei, um aus der Form des geschmolzenen und dann erhärteten Metalls einen Anhalt für den Beruf des künftigen Mannes zu erhalten; in einem anderen Teile unseres Vaterlandes deckt die Heiratslustige im Zimmer neben ihrer Schlafkammer einen Tisch, auf den sie drei Gläser stellt, je eines mit Wein, Bier und Wasser gefüllt. Am Neujahrsmorgen ist dann das Erste, nachzusehen, in welchem Glase der Inhalt am meisten abgenommen — aus welchem der Zukünftige also getrunken hat. Ist's das weingefüllte, so macht man eine gute Partie, das Glas mit Wasser bedeutet einen armen Schluher, das mit Bier die Mitte zwischen beiden.

Das Aussehen des Geliebten ermittelt eine Schöne dadurch, daß sie in der Neujahrsnacht mit zwei brennenden Kerzen vor den Spiegel tritt und dreimal den Namen des Angebeteten ruft. Sieht sie sein Bild im Spiegel, so wird er sie im neuen Jahre um ihre Hand bitten; erblüht sie nichts, so kann aus der Hochzeit nichts werden. Nach einem im deutschen Osten verbreiteten Brauch legt sich das junge Mädchen auf den Fußboden, mit dem Rücken gegen die Tür. Es versucht nun, mit dem rechten Fuß ihren Holzpantoffel nach rückwärts über den Kopf zu werfen und die Tür zu treffen. Gelingt es der Neugierigen, so bekommt sie im kommenden Jahre einen Mann, sonst muß sie noch warten.

Gleichfalls im Osten verbreitet ist der Glaube, daß in der Nacht des Jahreswechsels alle Herzen und ähnlichen unheimlichen Wesen losgelassen sind. Der vorsichtige Bauer geht daher in den Garten und legt ein Band aus Koggen- oder Haierstroh um jeden Obstbaum, das den Unholden ein nicht zu überwindendes Hindernis bietet. Auch streut der Hausherr in eine Ecke des Hauses oder der Scheune einige Hände voll Korn für die Mäuse aus; dann lassen die schädlichen Rager im Laufe des Jahres keine Vorräte in Ruhe, die er in mühevoller Arbeit gesammelt hat.

Neujahr 33

Und wieder ging im Strom der Zeit Ein altes Jahr verloren. Es steht mit Wunsch und hellem Klang Ein Neues vor den Toren.

Kennen wir keine Leiden nicht Noch keine schönen Stunden; Wir seh'n ihm tapfer ins Gesicht, Bereit zu Heil und Wunden.

Nur — heil'ge Kraft sei unjer Fiech'n, Zu tragen alle Tage, Der frohen Lust und Sonnigkeit Des Leids und schwerer Plage.

Irma Krähner.

Grundwassergefahr in Deutschland!

Eine höchst merkwürdige Naturerscheinung in der Preussischen Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen

Von Professor N. W. Halbschlag - Jena

Im Kreise Schwerin, und namentlich in den Dörfern Pochlitz und Ruhn, ist vor einiger Zeit eine Katastrophe eingetreten von erschütterndem Ausmaß, der die Betroffenen wehr- und machtlos gegenüber stehen. Hier bringt das Wasser den Menschen um Grund und Boden, um Haus und Hof, um Vieh und Pferd und raubt ihm auch die bescheidenste Daseinsmöglichkeit. Es ist kein Hochwasser, das nach einer gewissen Zeit ganz von selbst wieder verschwindet, sondern Grundwasser, das von Tag zu Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr unaufhaltsam steigt. Vor etwa einem Jahrzehnt machte es sich zum ersten Male bemerkbar. Zunächst hielt man es für unbedeutlich, für ein vorübergehendes Anstehen, bedingt durch starke Niederschläge. Dann aber stieg das Wasser und stieg, die Ernten wurden vernichtet, ein Befestigen der Felder war unmöglich, an ein Abernten der Weizen war nicht mehr zu denken. Eines Tages bedeckte die Flut auch den Obst- und Gemüsegarten und stand unterhalb derer hoch im Keller

der Scheune. Ein Auspumpen des Kellers ist zwecklos, denn rasch dringt das Wasser wieder nach. Dort, wo ein Pfahl und Senke ihr Tagewort erfüllten, arbeiten jetzt Kerk und Angel. Aber das Grundwasser nagt an den Fundamenten der Häuser, und die Einsturzgefahr rückt bedenklich nahe. Leider haben die Behörden, obwohl ihnen die Erscheinung seit einem Jahrzehnt bekannt ist, noch immer nichts Durchgreifendes dagegen getan. Die Einwohner mußten ihre Heimat verlassen und auswandern, aber Ersatz für ihre verlorene Heimat haben sie nicht bekommen.

Eine dunkle Sage geht, daß vor etwa 150 Jahren ein beinahe gleich hoher Stand des Grundwassers gewesen sei, aber Authentisches ist hierüber nicht zu ermitteln. Nun weiß man freilich, daß auch in anderen Gegenden des Warthe- und Odergebietes, in Neudamm, Hinterpommern und in der Gegend von Eberswalde seit einigen Jahren der Grundwasserstand sich erheblich gehoben hat, aber so fürchterliche Wirkungen, wie die oben geschilderten, sind sonstwo nicht zutage getreten, und, was die Hauptsache ist, die maximale Höhe des Grundwasserstandes scheint dort überschritten zu sein.

Die hier oben geschilderten Erscheinungen sind um so bemerkenswerter, als sonst in den verfloßenen Jahrzehnten fast überall nur vom Sinken des Grundwassers die Rede gewesen ist. Ob die in den letzten Jahren erhöhten Niederschlagsmengen die Ursachen der oben geschilderten Naturerscheinungen allein waren, möchte ich mit anderen Kennern der Verhältnisse lebhaft bezweifeln, vielmehr glaube ich mit August Thienemann, der Erscheinungen dieser Art, wenn auch in geringerem Umfange, an Seen im Posenburgischen beobachtet hat, daß hier noch andere Ursachen mitgewirkt haben, an die man früher wohl kaum jemals gedacht hat. Thienemann spricht die Vermutung aus, daß Veränderungen im Boden die eigentliche Ursache der rätselhaften Erscheinung sind, sucht sie mehr auf einen geologischen als einen hydrologischen Ursprung zurückzuführen. Die Erde bebzt und zittert also nicht nur in den bekannten Erdbebengebieten, sondern auch da, wo scheinbare Ausgeglichenheit der obersten Schichten der Erdrinde es durchaus nicht vermuten ließ. Jedenfalls verdient diese Erscheinung bei ihren wirtschaftlich verhängnisvollen Wirkungen vollauf die große Beachtung, die sie in jüngster Zeit gefunden hat.

Weiß man denn, was morgen ist?

Silvesterkizze von Paul Richard Henkel

„Zieh doch mit der Gitta allein“, bat Senta, „und laß mich lieber schlafen! Heute abend ist Silvester. Da will ich ganz munter sein. Alle Sorgen möchte ich mir wegtanzen.“

Ueber Horst Merlins Gesicht ging ein Schatten. Sie hatten sich zu einer Skitour verabredet, die beiden unzerrennlichen Freundinnen und Horst. Er wußte daß er im Abend nicht viel von Senta haben würde, denn die Silvesterfeier gehörte zu den größten Veranstaltungen des Winterportplatzes, und er hatte es sich schon gedacht, in diesem letzten Tage noch an der Seite des Mädchens über die Berge zu gleiten.

„Nicht verstimmt sein!“ Senta streichelte lächlig sein Gesicht, das nachdenklich geworden war.

Aber Gitta stand daneben, und er konnte jetzt nicht unhöflich sein und ablagen. Vielleicht war auch etwas Trost in ihm, als er sich jetzt kurz verabschiedete und mit Gitta den Weg nach dem Ausgang des Ortes einschlug.

Senta sah ihm lange nach. Sie konnte ihm nicht sagen, daß ein anderer, der unmerklich schon in ihrem Leben gestanden hatte, jetzt eine Entscheidung verlangte und daß sie selbst zu schwach war, an den verlockenden Bildern einer sorglosen Zukunft vorbeizugehen.

Langsam ging sie in das Haus zurück. In einer Stunde wurde sie erwartet.

Fast schweigend stiegen Horst und Gitta bergan. Nach einer halben Stunde hatten sie die märchenhafte Winterpracht der Berge erreicht. Sie waren beide gelächte Däner, und das „Du“, das sie eines Abends auf einen übermütigen Vorstoß Sentas sich gegeben hatten, klang in dieser Abgeschlossenheit, die doch eine Gemeinamkeit bedeutete, kameradschaftlich.

„Wirst Du nicht zu müde werden?“ fragte er, als sie kurze Rast machten.

„Im Gegenteil. Wenn Du Lust hättest, möchte ich noch bis zur Hütte hinauf.“

„Wir ist es recht!“, sagte er. „Wenn ein Jahr schwer war, hat es seinen Sinn, in der letzten Stunde noch zu sein.“

„War es so schwer?“ fragte Gitta, ohne ihm anzusehen. „Mußt nicht so viel nachdenken. Horst, mußt Dich gleiten lassen! Es ist leichter...“

Und ehe er antworten konnte, zog sie vor ihm her, zu leichtsinnig fast, in rasender Fahrt. Er hatte Mühe, nachzukommen, und da hörte er auch schon einen Schrei, der vom aufsteigenden Schnee erdrückt wurde. Ein paar Sekunden später stand er neben Gitta. „Rein, nicht gleiten lassen!“ sagte er noch und wollte sie aufrichten — da sah er ihr schmerzverzerrtes Gesicht.

Eine Knöchelverstauchung. Er erkannte es sofort. Seine Gedanken arbeiteten mechanisch. Den Kurort konnte man nicht mehr erreichen. Aber die Hütte war nicht weit. Es mußte versucht werden, dahin zu gelangen, gleich, was daraus wurde. Aber es dunkelte schon, als sie die Hütte erreichten.

Es war eines jener Unterfunkthäuser, in denen die Winterportler Verpflegung und Nachquartier finden, aber heute war es ohne Gäste. Die Wirtin sah verwundert auf den ungewöhnlichen Besuch. Aber sie begriffen sofort. Gitta wurde gebettet, der Fuß gekühlt, und dampfender Tee stand bald bereit. Besprochen wurde wenig dabei.

„Tut es sehr weh?“ fragte Horst schließlich.

„Rein. Aber es bedrückt mich, daß Du jetzt nicht unten sein kannst. Gerade heute — und meinnetwegen. Sag' doch, daß Du im Grunde böse bist, ja?“

Er dachte unwillkürlich an Senta. Jetzt spielte die Tanzkapelle. Und er war weit weg. Ob sie schon nach ihm Ausschau hielt?

Gitta lag still und hatte die Augen geschlossen.



Da war plötzlich Musik im Raum. Der Wirt hatte sein Grammophon hervorgeholt. Er gedachte durchaus nicht, den Silvesterabend schweigsam zu verbringen. Gitta lächelte. „Lange kann ich aber nicht mit Dir, Horst“, sagte sie. Er wurde plötzlich lebhaft. Er spürte, daß es jetzt darauf ankam, diesen Abend zu einem heiteren Abschluß zu bringen, damit es auch dem Mädchen nicht zu schwer wurde, daran zu denken, daß jetzt überall die Menschen mit frohem Gläserklirren das neue Jahr begannen. Mit einem Male stand auch Gitta auf dem Tisch, und Horst wollte das Glas gegen Gitta heben, da sagte der Wirt: „Jetzt läuten unten die Glocken.“

Das Fenster stand offen, die kalte Winterluft kam herein und rüttelte das Läden mit. Ganz wunderbar wurde da den beiden jungen Menschen zumute.

In der Nacht, als Gitta einmal aufwachte, sah sie Horst neben sich liegen. Er hatte eine Schale und Kompressen an seiner Seite. „Schlaf“, sagte er, „Schlaf!“ Und sie schloß beruhigt wieder die Augen.

Am Morgen standen sie vor der Tür des Hauses.

„Ich danke Dir, Horst“, sagte das Mädchen, „daß Du mir so geholfen hast. Aber jetzt ist es Tag, und Du kannst abwärts fahren. Versteht mich nicht falsch.“

Und als er schweigend über die Berge sah, fuhr sie leise fort: „Aber ich will Dir das noch sagen: Wäre der Unfall nicht gekommen — ich hätte Dich doch hier festgehalten. Denn wärest Du unten gewesen — es hätte Dir weh getan.“

Da sah er sie groß an. „Was meinst Du, Gitta?“

„Ich weiß mehr von Senta als Du!“

Da verstand er, daß er am letzten Abend Senta verloren hatte. Aber darüber hinaus hörte er mehr: Er war oft müde und ratlos geworden im Kampfe um ein Herz, das sich ihm nie ganz offenbarte, und hier neben ihm stand ein Mensch, der nichts als gut sein wollte und viel, sehr viel dafür einsetzte.

„Gitta“, sagte er, „was im alten Jahre war, ist vorbei. Das neue beginnt. Wir haben gestern die Berge bezwungen. Ich glaube, wir können noch mehr.“

Menschenliebe

Von Helmut Kall

Wir reden viel von Arbeitsbeschaffung, politischen, wirtschaftlichen Fragen, vom Leben, Rechten, haben und Nicht-haben — von Streit und Meinung und den Beziehungen zueinander. In den letzten Tagen haben wir wieder die Weihnachtsstimmung vernommen — aber haben wir sie auch verstanden? Haben wir über dem vielen Reden und Fragen den wahren Sinn aller Gegenwärtigkeit erfasst?

Im Grunde lehren alle Religionen, sagt alle Vernunft und Erkenntnis, lehrt die ganze Natur die eine Wahrheit, die über dem Buch der Bücher steht: Gott ist die Liebe — die Liebe ist Gott — wenn ihr liebet, erklüftet ihr sein Geheiß — dann geht es euch gut — liebet ihr nicht, arbeitet ihr gegen das Geheiß dieser Welt — die Folge wird Rot sein — also liebet! Sich mit dem Willen Gottes in Einklang bringen, das ist es. Das lehrt der einfachste Glaube ebenso wie die verwickelteste religiöse Wissenschaft. Liebet, weil die Liebe das Geheiß des Unioerlums ist!

Mancher hat schon oftmals edellich versucht, besser zu werden, aber er kam über seine Fehler nicht weit hinaus. Warum? Weil ihm die liebevolle Selbstbehandlung fehlte. Wer lieben lernt, rückt sich an sich selbst empor, findet Liebe, Entgegenkommen und Hilfe bei seinen Mitmenschen, ja, er schreitet sogar zum rein materiellen Erfolg!

Lernen wir doch endlich in unseren Nebenmenschen, in jedem von ihnen vertrauensvoll den gleichgeschickten Bruder erkennen — sofort werden wir mit ihm auskommen, automatisch gut gegen ihn handeln, ihn lieben, schätzen. Es ist rein Übungssache. Wir können uns das Lieben ebensogut angewöhnen wie bisher das Hasßen, den Neid und das Mißtrauen. Vertrauen wir, kommen wir entgegen, achten, verstehen wir — es ist nicht Verwechslung oder Schwäche — Freunde, es ist ein neues, großes Nützlichkeits, dieses Handeln in erkennender Liebe! Es bringt so unermessliche Mengen Gutes unter die gewählten Menschen, kostet nichts und — was uns trotz der Selbstlosigkeit unseres Tuns doch interessieren wird — es wird uns selbst glücklicher machen, uns Lebensziel und Lebensinhalt geben, uns doppelten Erfolg in diesem Leben und zugleich eine nie geahnte innere Höherentwicklung bringen!

Im Christertumel

Humoreske von Julius Knopf-Berlin

Es ging hoch her bei Lindemanns. Außer einigen befreundeten Ehepaaren war zum Silvesterabend nur ein einziger Junggeselle geladen, der Studienassessor Reinhold Westmeier. Kein Zweifel, er hatte schwiegerähnliche Absichten. Aber noch bestand keine Klarheit darüber, welche von den beiden Töchtern die Erwählte sein würde. Ob das schlanke, schwarze Mädchen oder die mollige blonde Trude. Beiden machte er den Hof, und beide liebten es sich gern gefallen.

Studienassessor Westmeier war kein feuriger Romeo, und weder in Hildens noch in Trudens Seele tobten die Glut einer Julia. Man erwärmte sich mehr für eine gutbürgerliche Liebe und angenehme Ehe mit Zentralheizung, Warmwasserheizung und einem Wochenendhäuschen. Und für diese nicht zu unterschätzenden Annehmlichkeiten des Lebens bürgten sowohl Papa Lindemanns Wohlhabenheit als auch des Studienassessors Ehrenhaftigkeit.

Also beschaffen war die Lage im Hause Lindemann, als man am Silvesterabend bei der Tafel saß und der Studienassessor zur Rechten das schwarze Mädchen und zur Linken die blonde Trude hatte. Sein Herz schlug für beide. Und so ging es ihm ähnlich wie Buridans berühmtem Esel: Zweifeln, wo er anbeißen sollte — bis er überhaupt nicht an.

Mitternacht! Zwölf metallene Schläge von der nahen Kirchturmuhr. Mit Prostrufen wurde das neue Jahr begrüßt. Man war in ausgelassener Stimmung, die Atmosphäre mit Alkohol geladen. Herr Lindemann hatte einen kleinen Schwips, Frau und Töchter und Gäste waren auch nicht mehr ganz nüchtern. Der gleichfalls benebelte Studienassessor aber, in jähem Ueberdruß, küßte den Hausherrn und nannte ihn selig: „Schwiegervater!“ — Herr Lindemann drückte ihn an die Brust. Diese Tränen

füllten ihm über die weingeröteten Wangen, als er erklärte, daß der Herr Studienassessor ihm als Schwiegerjohn hochwillkommen sei. Er nahm von seinen beiden Töchtern diejenige, die gerade in der Nähe stand, und führte sie dem jungen Manne in die Arme. Lallend verkündete er die Verlobung und steckte zur Weihe des Bundes dem Schwiegerjohn seinen linken Brillantring an den Finger. Die Familie Lindemann umarmte abwechselnd den neugeborenen Bräutigam. Lärmende Beglückwünschungen — Hochrufe — und bald darauf allgemeine Verabschiedung.

Als Reinhold Westmeier am Neujahrs morgen mit einem Brummshädel erwachte, funkelte, bligte, leuchtete etwas an seinem Finger. Er äugte. Ein Ring? Ein Brillantring! Wirt stierte er ihn an. Wie kam der Ring auf seinen Finger? — Er küstelte, überlegte, grübelte. Endlich nähte ihm die Erinnerung: Den Brillantring hatte er vom alten Lindemann erhalten, dessen Schwiegerjohn er geworden war. Richtig! Er hatte sich verlobt. Aber mit wem? Mit Hildens oder mit Trude? Reinhold Westmeier hatte keine Ahnung mehr! Er strengte sein Gehirn an. Vergesslich! Nur das eine wußte er noch, daß er heute von Lindemann zum Mittagessen eingeladen war, als neues Mitglied der Familie, als Bräutigam einer der Töchter. Aber welcher? Gab es auf der ganzen Welt josh einen Bräutigam wie ihn? — Schließlich beruhigte er sich. Sobald er bei Lindemanns zum Essen erschien, würde ihm sein Fräulein Braut sicher an den Hals fliegen, zum mindesten ihn mit einem Kuß begrüßen. Also würde er wissen, mit wem er verlobt war. Ob mit der Schwarzen oder mit der Blondin.

So kaufte er denn einen prächtigen Blumenstrauß und stieg leichtenhändig um die Mittagstunde zu Lindemanns hinauf. Das Mädchen öffnete und ließ ihn eintreten. Die ganze Familie Lindemann war feierlich versammelt. Aber merkwürdig — kein Fräulein Braut flog ihm an den Hals, kein Fräulein Braut bot ihm die Lippen zum Kuß. Die Lindemanns wahrten Haltung. Sollte ihnen die Verlobung in der Silvesternacht leid geworden sein? Unschlüssig nahm er die Blumen aus der rechten in die linke Hand, um sie dann, kurz entschlossen, Mama Lindemann zu überreichen.

Man setzte sich zu Tisch. Aber nicht so wie am Abend zuvor. Diesmal saßen an der Seite des Studienassessors die Eltern, ihm gegenüber die beiden Mädchen. Hildens sah ihn zärtlich an, ganz Braut. Ob sie es war? Aber da sah er Trudes Augen auf sich ruhen. Auch zärtlich, auch ganz Braut. Sollte sie es sein?

In diesem Augenblick schrillte die Klingel. Das Mädchen kam und brachte eine Depesche. Herr Lindemann öffnete sie — las — und sein Gesicht verklärte sich. „Ein Glückwunsch von Junkes“, verkündete er bedeutungsvoll. „Sie haben es von Grunaus gehört und gratulieren zu Trudes Verlobung.“

Ein Jubelschrei! Trude flog an des Studienassessors Hals und küßte ihn. Denn nun wußten auch Lindemanns, welche von ihren Töchtern sich in der Silvesternacht mit Reinhold Westmeier verlobt hatte.

Die Hochzeit zu Cana oder

Wie der Pfarrer mit dem Adametter ein Geschäft machte Eine heitere Kostgeschichte

Der Adametter ist in großer Not. Seine Apfel- und Birnbäume tragen nichts, auch rein garnichts dies Jahr. Wie soll man da weiterleben — ohne Most? Das ist ihm ganz fürchterlich. Weil er aber vom vielen Mosttrinken all die guten Jahre her nicht mehr gar hell im Oberhülle ist, sucht er sich Rat bei anderen in dieser verzwickten Sache. Und er hält sich an die, die für hell gelten im Ort. So kommt er am Sonntagabend zum Brunnenmischele: Was machst du, Mischele, seit er, wenn du Huirig gau ausfällst? — Was i mach? Narr, strede' tune de' alte! — Ja, und wie no? — Ha, halt a bißle weniger trenke, Adametter. — O Mischele, seit dr Adam, sel vermane net. Woist, i be halt amol so gaisch. Most et, ma' kennt en au mit Wasser strede? — Kommt druf a, ob er's vertritt! — Do muh i jehi domm frage: Woist do dr Most oder mi? — O Kerle, kapiertst au gar net; dr Most natürliche! — Ha woist, i hau halt dächt: Was i aushalte muh, sott der doch au aushalte kenne! — So, und wieviel Eimer hofst denn no vom alte? — 's wurd so, schäße beim beiliche no a halber sei. — Ond was ich dei G'jah 's Johrs? — Mei G'jah? So n a Dimer jaise, jehja! — Ond vo jehem goist et a? — 's wär mel' Taud! — Ja ond hofst drs no au 'recht denkt, wie der wurd: uf a gottschs Litter alte Most sämet jo do 10 pure Liter Wasser. — So, most? — Gar et moim i, därtst jo bloß rechna, no kommst von a selber druf! — Rechne, o sel haune schau in dr Schul net möge — ich schä hait mei Sach so beim beiliche. — Ha, wenn d' so schäße laßt, Adametter, no wurst au schäße kenne, wie des G'läß no schmedat. Schäß wohl net anderst weder Spülwasser. Moist sel vertragest? — Oh, Mischele, beileib et! — Hofs jo vorich g'sait, ihr zwee mühtet 's gleich aushalte kenne. — Des ist mir doch net ganz em Strompf, was most, wenn i amol da Pfarrer anhaue dät, der müht doch des eigentlich wisse — vo selbigmol, bei dr Hochzeit zu Cana, mos au so g'pauht hot mit em Wei! — Sel duff, seit dr Brunnenmischele.

Am andre Tag, wie der Herr Pfarr sei' Ubedgänge machet und ans Adamatters Hof vorbeiläuft, schreit's auf oimol henter em drei: „Herr Pfarr! Herr Pfarr! Wenn's verlaubt ist! I tät gern ebes frage!“ — So — ond des wär, Adam? — Vo wegen em Most halt. — Hent Ihr foil? fragt der Pfarr. I brauch kein. — Des denke mir, seit dr Adam, Ihr werdet no Wei g'nug em Keller hau! — 's geht an. — Des Ding isch nämlich a so, Herr Pfarr, könntet Sie mir et sage, wie mr aus Wasser Most machi? — Aus Wasser Most — das kann man nicht! — 's ist wega dem schlechta Johrgang. Ond i hau dächt, Ihr mühtet des doch eigentlich wisse von der Hochzeit zu Cana her. — Ja, da war ich nicht dabei. — Aber 's hofst doch en dr Bibel. — Gewiß. Der Herr Jesus hat das können. — Aber Sie jend doch sei... sei... I fa me halt net a so ausdrücke wie d' Herra. Bloß haune dächt... — Und was denn, Adam, no voll raus drmit! — Ha, i hau halt dächt, weil Sie doch

sei... sei... der Herr Pfarr wöih jo icho, was e mol. — Jo Adam, ond do hent Ihr denkt, dr Pfarrer müht au helfa könne, wenn's oim am Most fehlt. — Grad a so, Herr Pfarr! jubelt der Adam, froh, daß er weiterer Reden ent-hoben ist.

Es rührte aber das Vertrauen, das der Adam zu ihm hatte, den Herrn Pfarrer und er fragte: Um wieviel tät sich's denn do handle? — Der Adam merkt, daß da ein Türle offen war und da er im Schönen der Menschen ein besseres Maß hatte, als im Trinken, sagte er: So beiläufig om en Dimer, wenn e mer a bißle Zwang a tät, no möcht's so gau!

Der Herr Pfarrer aber war einer von denen, der seinen Weizen schnitt, wenn er reis war. So sagte er: Ihr sollt ihn haben. Holt ihn morgen Abend! Und so geschah's.

Und der Adam hatte seinen Most. Der Pfarrer aber hatte aus einem unmäßigen Trinker seiner Gemeinde einen mäßigen gemacht. Und dazu konnte der Adam bei allen Leuten nicht genug loben: Unser Herr Pfarrer, der verstoht halt, wo da arme Ma dr Schuh drückt. Wie der mir amol d' Haujich von Cana ausglatt hot — ganz privatim — i sag Uich, der fa aus Wasser... doch net Wei' macha? Noi, sel grad eta, aber Most — ond airst no en gute... Ond des langet. 's muh doch au no en Unterchied gaa zwischem Herr Jesus ond sein... sein... I wöih et wie ma jatt.

So hatte der Pfarrer gleich zwei Ruten auf einen Schlag getroffen. Und die zweite war noch fetter als die erste. Denn er tat seitdem in seiner Gemeinde so leicht wie noch nie. Es war wahrhaftig etwas von dem Wunder der Hochzeit zu Cana an ihm hängen geblieben. Sie gukten ihn alle ganz anders an.

Was galt ihm daneben ein Eimer Most mehr oder weniger in seinem geräumigen Pfarrkeller.

Rätsel-Ecke

Zum Jahreswechsel

Ein Jahr sinkt wieder in das Meer der Zeit,
Und eine ernste Stimmung nimmt dich ein;
Du sinnst noch, wie viel dir's bracht' an Weh,
Wie viel der heil'gen Stunden waren dein.
Gewiß nicht immer tatest du die Pflicht,
So, wie du dir's im Herzen vorgenommen,
Und manche Stunde nüttest du wohl nicht,
Durch die des Glückes Huld du häßl' bekommen.
Doch plötzlich richtest du auf mich den Blick
Und frohe Stimmen mahnen dich zu Gehen:
„So jung erlaubt uns nimmer das Geschick
Des neuen Jahres Anfaht zu begrüßen!“
Ich stärke dich: die Sorgen müssen weichen,
Und gut wird alles noch im nächsten Jahr.
Du hebst das Glas und änderst mir ein Zeichen
Und bringst mich nunmehr deinen Lieben dar.
Glung — Glung

Auflösung des Fest-Schiebe-Rätsels im letzten Sonntagsblatt

- GELEISE
- NORDPOL
- LAGEREI
- PERSIEN
- LIBELLE
- SCHMUTZ
- TAUCHER
- PANDAU
- BRUEGGE

Buntes Allerlei

Der Punsch — eine Brahmanenweisheit

Das beliebte Silvestergetränk verrät schon durch seinen Namen seine Herkunft: Das Wort Pantscha stammt aus dem indischen Sanskrit und bedeutet „fünf“. Denn dies ist die Zahl der Bestandteile des Punsch: Arrak, Tee, Zucker, Wasser und Zitronensaft. Erst spätere Zeiten haben zu all diesen guten Dingen noch den Weingeist. Uralt die Brahmanenweisheit stand bei der Geburt dieses Trankes Pate, und die ehrwürdigen Priester hielten das Geheimnis der Zubereitung hinter den Tempeltoren streng geheim. Aus dem Osten hat vor etwa drei Jahrhunderten ein englischer Weltreisender die Kunde von der Herstellung des Punsch in seine fähle nebelverhangene Heimat gebracht. Und in dem britischen Inselreich lernte der Fürst Franz von Dessau 1765 das belohnliche Getränk kennen. Von seiner Residenz verbreitete sich die neue Sitte sehr schnell über alle deutschen Gauen.

21 verschiedene Nationen in einer Stadt

Nicht viele Städte Deutschlands in der Größe Lovreusens dürften eine so bunt zusammengesetzte Bevölkerung aufweisen, wie man sie dort antrifft. Nicht weniger als 21 verschiedene Nationen sind hier vertreten. Außer 27 Staatenlosen gibt es 3 Amerikaner, 10 Belgier, 3 Dänen, 22 Donsager, 15 Engländer, 11 Holländer, 26 Italiener, 7 Jago, Lawen, 6 Lettländer, 1 Estauer, 11 Luxemburger, 3 Norweger, 45 Oesterreicher, 88 Polen, 2 Russen, 9 Schweden, 36 Schweizer, 173 Tschechoslowaken, 6 Ukrainer, 5 Ungarn.

Wir wünschen unserer geschätzten Kundschaft von hier und Umgebung sowie Freunden und Bekannten ein

gesegnetes, gutes neues Jahr

und danken herzlich für alles Wohlwollen

H. Mast und Frau, Schuhgeschäft.



Gesegnetes neues Jahr

wünschen allen Ihren Kunden, Gönnern und Freunden
in Stadt und Land

Reinhold Hayer und Frau

Ein glückliches neues Jahr

wünschen

Veeh & Ziegler, Altensteig

Café Lenk

Allen unseren werten Gästen und
Kunden von Stadt und Land

herzliche Glückwünsche
zum Jahreswechsel

Hermann Lenk u. Frau

Meiner werten Kundschaft, allen Freunden
und Bekannten wünscht

ein glückliches neues Jahr!

Fritz Schlumberger u. Frau
Schwarzwald-Drogerie Altensteig

Allen unseren Freunden und Gönnern
ein glückliches neues Jahr!

Heimatwerk Altensteig
Lagerleiter Rapp und Witzemann

Meiner geehrten Kundschaft sowie allen Freun-
den u. Bekannten entbietet zum Jahreswechsel

herzl. Glück- u. Segenswünsche

EUGEN BECK MIT FRAU
Inhaber der Firma Lorenz Luz jr.

Meinen werten Geschäftsfreunden
und Bekannten von hier und Um-
gebung wünscht ein

glückliches
neues Jahr!

Joel Walz, Altensteig
Baugeschäft und Baumaterialien-
handlung ... Telefon Nr. 51

Unserer werten Kundschaft
von Stadt und Land ein

GUTES UND
BESSERES NEUJAHR

Johs. Dürrschnabel

Wilhelm Maier

Mit den besten Wünschen
fürs neue Jahr

entbietet herzliche Grüße

C. W. Lutz Nachfolger
Fritz Bühler jr., Kaufmann, Altensteig

Zum Jahreswechsel entbiete ich meiner
werten Kundschaft in Stadt und Land

herzliche Glückwünsche

Wilhelm Seeger und Frau z. Traube

Unserer werten Kundschaft, Gästen,
Freunden und Bekannten wünschen
ein glückliches neues Jahr

Fr. Schex u. Frau, z. Löwen

Meiner werten Kundschaft in Stadt und Land, allen
Freunden und Bekannten sende zum Jahreswechsel

herzliche
Glück- und Segenswünsche

Heinrich Henssler und Frau
Firma Karl Hensler senior, Eisenhandlung
beim neuen Postamt

Meiner werten Kundschaft von
hier und Umgebung wünscht

ein glückliches neues Jahr!

Chr. Burghard jr.

Ein guter Rat zum neuen Jahr:

Spac!

und zwar regelmäßig bei der

Städt. Sparkasse Altensteig

Unserer werten Kundschaft von hier und auswärts wünschen wir

ein frohes, glückliches Neujahr!

Fritz Flaig, Inh. Carl Flaig
Conditorei, Poststraße

Fritz Flaig
Hirsch-Café

Für Sylvester empfehle ff. Berliner Pfannkuchen

Allen unseren Geschäftsfreunden
entbieten wir zum neuen Jahre

herzliche Glückwünsche

**W. Rieker'sche Buchdruckerei und Buch-
handlung L. Lauk, Altensteig.**

